

Heinz- Kühn- Stipendium

Traum vom grünen Wasserstoff



Lisa Ossenbrink | November 2025 – Februar
2026 / Mai 2026

2. Inhaltsverzeichnis

- 3. Intro
- 4. Kontext: Namibia im Wandel
- 5. Die Vision vom grünen Wasserstoff
- 6. Die Recherche vor Ort
 - 6.1 Windhoek
 - 6.2 Swakopmund
 - 6.3 Lüderitz
- 7. Persönliche Eindrücke
- 8. Fazit und Ausblick
- 9. Danksagung

3. Intro

Wenn in deutschen Ministerien über die Energiewende gesprochen wird, klingt die Zukunft grün, geplant und durchkalkuliert. Es fallen Worte wie „Dekarbonisierung“, „strategische Energiepartnerschaft“ und „Versorgungssicherheit“. In Berlin-Mitte mit ihren Hochhäusern fühlt sie sich schon fast greifbar an. Im verschlafenen Küstenort Lüderitz sieht das ganz anders aus. Der Wind, der hier fast ununterbrochen vom rauen Südatlantik über die Dünen peitscht, soll bald nicht nur den Sand aufwirbeln, sondern die Rettung für das energiehungrige Europa antreiben. Ich sitze in einem Café, trinke einen Cappuccino - der übrigens genauso hip aussieht wie in Berlin-Mitte - und suche Zuflucht vor der Hitze und dem Wind in Lüderitz. Jetzt kann ich am eigenen Leib nachvollziehen, warum ausgerechnet hier grüner Wasserstoff ohne Ende produziert werden soll.

Hier, in einem der unwirtlichsten und faszinierendsten Landstriche der Erde, soll das Milliardenprojekt „Hyphen Hydrogen Energy“ entstehen. Geplant sind Wind- und Solaranlagen in einer Dimension, die europäische Vorstellungen sprengt, um im großen Stil grünen Wasserstoff zu produzieren. Das Investitionsvolumen für dieses Projekt wird auf rund zehn Milliarden US-Dollar geschätzt, einer Summe, die in etwa dem gesamten Bruttoinlandsprodukt von Namibia entspricht. Es ist ein Vorhaben, das ein ganzes Land verändern wird. Doch in welche Richtung? Das frage ich mich, als ich meinen Cappuccino trinke.

Als freie Autorin und Journalistin berichte ich seit Jahren über Themen aus dem südlichen Afrika. Namibia hat dabei einen besonderen Stellenwert für mich: 2018 habe ich in der Hauptstadt Windhoek meinen Bundesfreiwilligendienst kulturweit bei der Deutschen Welle Akademie absolviert. Seitdem verfolge ich die Entwicklungen vor Ort intensiv und reise regelmäßig in die Region. Ich schätze die Herzlichkeit der Menschen in Namibia und ihre Art, Herausforderungen mit Humor zu begegnen.

Gleichzeitig kenne ich die Hürden des journalistischen Arbeitens im Land, die sich bereits in der Vorbereitung dieses dreimonatigen Recherchestipendiums bemerkbar machten. Offene Kritik wird selten geäußert, Strukturen sind oft intransparent. Das Misstrauen gegenüber der internationalen Presse ist vor Ort spürbar, kaum jemand möchte beim Thema Wasserstoff gerne zitiert werden. Für mich dauert es Monate, bis ich eine Arbeitsgenehmigung für mein vierwöchiges Praktikum bei „Green Screen“ in Windhoek erhalte. Ich bin bereits mit einem Touristenvisum in Windhoek und versuche vor Ort immer wieder bei Home Affairs, der namibischen Ausländerbehörde, mein Glück. So richtig weiterhelfen möchte mir hier niemand. Die Verzögerung lässt sich nicht aufhalten. Das Praktikum kann ich erst in der ersten Jahreshälfte 2026 durchführen. Da ich meine Festanstellung bei einer Produktionsfirma in Deutschland im September 2025 verlassen habe und seitdem als freie

Journalistin arbeite, ist es mir glücklicherweise möglich, das Stipendium entsprechend aufzuteilen. Trotzdem ist es entmutigend, dass der Prozess für die Arbeitsgenehmigung über neun Monate in Anspruch genommen hat. In den ersten zwei Recherchemonaten halte ich mich nur mit dem Touristenvisum im Land auf und kann dadurch bestimmte Interviewpartner gar nicht erst anfragen.

Dabei reflektiere ich auch meine eigene Rolle: Mir ist bewusst, dass ich als weiße Journalistin aus Deutschland anders wahrgenommen werde als meine lokalen Kolleg:innen, und dass meine Perspektive zwangsläufig durch meine Identität und meine Privilegien geprägt ist. Gerade beim Thema Wasserstoff schwingt die Vergangenheit spürbar mit. Die deutsch-namibischen Beziehungen sind durch die brutale Kolonialzeit und den Völkermord an den Herero und Nama historisch tief vorbelastet.

Wenn nun ausgerechnet Deutschland als treibende Kraft und Investor für erneuerbare Energien auftritt, wird das von vielen Menschen vor Ort durch diese historische Linse betrachtet. Es fallen Begriffe wie „Klimakolonialismus“. Handelt es sich wirklich um eine Partnerschaft auf Augenhöhe, oder bedient sich der globale Norden erneut an den Ressourcen des Südens, um die eigenen Klimaziele zu erreichen?

Die offiziellen Versprechen sind gigantisch: Der Traum vom grünen Wasserstoff soll Entwicklung bringen und den Aufbau einer völlig neuen Industrie voller Arbeitsplätze ermöglichen. Produziert in Namibia, exportiert nach Europa, das ist auf den ersten Blick eine Win-Win-Situation. Doch wenn das Land gerade deshalb als idealer Standort gilt, weil die Produktion hier günstiger sein soll als anderswo, stellt sich eine zentrale Frage: Wie viel von diesem Boom kommt tatsächlich bei den Namibier:innen an? Die Geschichte zeigt am Beispiel von Ländern wie Nigeria oder Angola, dass sich der Milliardenreichtum von Öl und Gas für die breite Bevölkerung oft als Fluch entpuppt hat. Mich interessiert, ob sich diese Muster bei den erneuerbaren Energien wiederholen oder ob klimafreundliche Alternativen tatsächlich eine nachhaltige wirtschaftliche Wende im globalen Süden herbeiführen können.

Um Antworten jenseits der Pressemitteilungen zu finden, bin ich ab Dezember 2025 durch verschiedene Teile des Landes gereist. Um das Puzzle zusammenzusetzen, reicht es nicht, in klimatisierten Konferenzräumen zu sitzen. So habe ich meine Recherche bewusst in drei geografische Stationen unterteilt:

- Die Hauptstadt Windhuk, in der ich vier Wochen lang beim "Green Screen" als Fellow eingesetzt bin
- Die Küstenregion rund um Swakopmund und Walvis Bay, die Namibias Tor zu Welt bilden
- Lüderitz und Shark Island tief im Süden des Landes

4. Kontext: Namibia im Wandel

Die Entwicklung des namibischen Wasserstoffsektors ist eng mit den jüngsten politischen Umbrüchen im Land verknüpft. Als Präsident Hage Geingob im Februar 2024 unerwartet verstarb, verlor die nationale Strategie für grüne Energien einen ihrer wichtigsten Initiatoren. Geingob hatte die Partnerschaften mit Deutschland sowie der EU maßgeblich vorangetrieben und Namibia international als künftigen Standort für erneuerbare Energien positioniert.

Nach ihrem Wahlsieg Ende 2024 hat Präsidentin Netumbo Nandi-Ndaitwah die Umsetzung dieser Vorhaben übernommen und umgehend strukturelle Veränderungen vorgenommen. James Mnyupe, der jahrelang als *Green Hydrogen Commissioner* die namibischen Pläne nach außen vertrat, wurde entlassen und die Wasserstoff-Kommission aufgelöst. Die Koordination der Megaprojekte ist nun direkt dem Präsidialamt unterstellt.

Diese Zentralisierung fällt in eine Zeit, in der zivilgesellschaftliche Akteure mehr Transparenz im Wasserstoffsektor fordern. Die Denkfabrik *Institute for Public Policy Research* (IPPR) wies in einem Bericht auf Korruptionsrisiken in der noch jungen Branche hin. Zu den Kritikpunkten zählten nicht-öffentliche Verträge, unklare Prozesse bei der Land- und Finanzierungsvergabe sowie die mögliche Beteiligung politisch exponierter Personen. Dass Details der Finanzierungsprogramme zeitweise nicht umfassend vor dem Parlament dargelegt wurden, sorgte zusätzlich für Kritik. Lokale Medien berichteten zudem über mögliche Interessenkonflikte bei der Vergabe von Pilotprojekten. In der öffentlichen Debatte wird immer wieder die Sorge geäußert, dass sich Korruptionsskandale der Vergangenheit, wie etwa die "Fishrot"-Affäre in der Fischerei, im Energiesektor wiederholen könnten.

Für die Regierungspartei SWAPO, die Namibia seit der Unabhängigkeit 1990 regiert, stellt diese Skepsis eine politische Herausforderung dar. Die Arbeitslosigkeit, insbesondere unter jungen Menschen, ist hoch; zudem prägen Themen wie soziale Ungleichheit und die schleppende Landreform den öffentlichen Diskurs. Die Investitionen in den grünen Wasserstoff haben daher auch eine zentrale innenpolitische Bedeutung: Die Regierung muss vermitteln, dass die Projekte transparent verwaltet werden und nicht nur ausländischen Investoren zugutekommen, sondern konkrete lokale Arbeitsplätze schaffen.

Dieser politische und gesellschaftliche Kontext begleitet auch meine Recherche. Die namibische Regierung betont zunehmend das Ziel der „wirtschaftlichen Emanzipation“: Das Land soll nicht länger nur Rohstoffe exportieren, während die eigentliche Wertschöpfung in Europa stattfindet. Die Erwartungshaltung in der Bevölkerung ist entsprechend hoch. Für die Regierung um Präsidentin Nandi-Ndaitwah geht es nun darum, Namibia für internationale

Investitionen attraktiv zu halten, gleichzeitig Transparenz zu gewährleisten und die Kontrolle über die eigenen Ressourcen zu bewahren. An der Bewältigung dieses Balanceakts dürfte sich maßgeblich entscheiden, wem die wirtschaftlichen Erträge des Landes künftig zugutekommen werden.

5. Die Vision vom grünen Wasserstoff

Wer verstehen will, warum ausgerechnet das dünn besiedelte Namibia in den Fokus der globalen Energiepolitik geraten ist, muss auf die Landkarte schauen und nach Europa blicken. Spätestens seit dem Wegfall russischer Gaslieferungen sucht vor allem Deutschland händeringend nach Alternativen, um seine Industrie klimaneutral am Laufen zu halten. Die Lösung soll grüner Wasserstoff sein: Ein Gas, das durch die Spaltung von Wasser mithilfe von erneuerbarem Strom erzeugt wird und bei dessen Verbrennung keine Treibhausgase entstehen.

Das physikalische Rezept für diesen Energieträger ist simpel, doch die Umsetzung verlangt nach Superlativen: Man braucht unendlich viel Platz, beständigen Wind, gnadenlose Sonneneinstrahlung und Wasser. All das (bis auf das Süßwasser, das aufwändig aus dem Meer entsalzt werden muss) bietet Namibia im Überfluss. Die Regierung in Windhoek hat dieses Potenzial früh erkannt und vermarktet das Land offensiv als künftiges Energie-Mekka des Globalen Südens.

Dabei ist „Wasserstoff“ in Namibia längst kein einzelnes Projekt mehr, sondern ein Sammelbegriff für ganz unterschiedliche industrielle Träume. Verfolgt man die Ankündigungen und Pressemitteilungen, stützt sich die Vision im Wesentlichen auf vier große Pfeiler, die das Land in den nächsten Jahrzehnten transformieren sollen:

- Das Flaggschiff-Projekt “Hyphen Hydrogen Energy” im Tsau-IlKhaeb-Nationalpark
- “Daures Green Village”
- “Project Oshivela” von Hylron
- Renewstable Swakopmund

Das Flaggschiff-Projekt ist zweifellos „Hyphen Hydrogen Energy“ im Tsau-IlKhaeb-Nationalpark. Dieses Areal ist Teil des Sperrgebiets, das niemand ohne eine spezielle Erlaubnis betreten darf. Ich weiß, dass einige Journalist:innen bereits gemeinsam mit Hyphen ins Sperrgebiet fahren durften – zu sehen gibt es dort im Moment allerdings ohnehin noch nichts. Zudem entscheide ich mich ganz bewusst dagegen, das Unternehmen um eine

offizielle Tour zu bitten, solange ich nur mit einem Touristenvisum im Land bin. Stattdessen möchte ich die Perspektive der lokalen Community sowie der Herero und Nama auf das Projekt einfangen.

Die Dimensionen sind massiv: Laut den Projektpublikationen des Unternehmens und den Strategiepapieren der namibischen Regierung umfasst das Gesamtinvestitionsvolumen rund 9,4 Milliarden US-Dollar, womit es in etwa dem gesamten Bruttoinlandsprodukt des Landes entspricht. Das zentrale Versprechen von Hyphen liegt in der groß angelegten Schaffung von Arbeitsplätzen: Den offiziellen Planungsdokumenten zufolge sollen 15.000 direkte Jobs in der Bauphase und 3.000 dauerhafte Arbeitsplätze im späteren Betrieb entstehen, wobei 90 Prozent der Stellen an Namibier:innen gehen sollen. Um diese Zusagen zu untermauern und lokales Personal zu rekrutieren, hat Hyphen einen nationalen „Skills Census“ ins Leben gerufen, in dem sich lokale Fachkräfte registrieren können.

Diese europäischen Träume brauchen in Namibia vor allem eines: gigantische Flächen. Und hier stößt die Vision der sauberen Energie auf ihr größtes Dilemma. Das Epizentrum der Wasserstoffproduktion, das Hyphen-Projekt, liegt mitten im Tsau-IlKhaeb-Nationalpark. Dieses Gebiet im tiefen Südwesten des Landes war über ein Jahrhundert lang ein streng abgeriegeltes Diamantensperrgebiet. Paradoxe Weise hat ausgerechnet die rücksichtslose Diamantenförderung der Vergangenheit dazu geführt, dass ein Großteil des Areals vor menschlichen Eingriffen bewahrt blieb. Heute gilt der Park als Hotspot der Biodiversität und beherbergt eine weltweit einzigartige Sukkulenten-Wüste.

Dass ausgerechnet in diesem sensiblen Ökosystem nun eine gigantische Industrieanlage entstehen soll, mit tausenden Windrädern, Solaranlagen, Straßen, Entsalzungsanlagen und Verladeterminals, treibt lokalen Naturschützer:innen die Sorgenfalten auf die Stirn. Es ist das klassische „grüne Paradoxon“: Um das Klima in Europa zu retten, muss eine der unberührtesten Naturlandschaften Namibias weichen. Die Umweltverträglichkeitsprüfungen dauern an, doch der politische Wille, das Projekt durchzudrücken, ist enorm.

Bleibt die Frage: Wer kauft das Gas am Ende? Die Antwort führte lange Zeit direkt in die deutsche Energiewirtschaft. Als einer der wichtigsten Akteure hinter den Kulissen galt der Essener Energiekonzern RWE. Das Unternehmen hatte sich früh in Stellung gebracht und eine Absichtserklärung mit Hyphen unterzeichnet, um künftig bis zu 300.000 Tonnen grünes Ammoniak pro Jahr abzunehmen. Doch die Realität hat diese Euphorie inzwischen eingeholt: RWE hat seinen Rückzug angekündigt. Diese Entwicklung ist ein massives Warnsignal für das Projekt, denn verbindliche Vorverträge, sogenannte Offtake-Agreements, sind hier extrem wichtig.

Ohne feste Abnehmer aus Europa gibt es keine Kredite in Milliardenhöhe von den Banken für den Bau in Namibia. Dass ein Schwergewicht wie RWE abspringt, zeigt, wie fragil und

volatil das gesamte Konstrukt auf dem Weltmarkt noch immer ist. Die deutsche Verflechtung geht jedoch über RWE hinaus: An dem Konsortium Hyphen Hydrogen Energy ist maßgeblich das brandenburgische Erneuerbare-Energien-Unternehmen Enertrag beteiligt.

Und auch die Bundesregierung flankiert diese Wirtschaftsinteressen erheblich, etwa durch millionenschwere Förderungen des Bundesforschungsministeriums (BMBF) für Pilotprojekte. Wenn man sich die Akteurslandschaft ansieht, wird schnell klar: Das namibische Wasserstoff-Wunder bleibt zu einem erheblichen Teil ein deutsches Projekt, mit allen dazugehörigen Risiken.

Einen ganz anderen, hybriden Ansatz verfolgt das „Dâures Green Hydrogen Village“ in der Erongo-Region. Wie aus den veröffentlichten Projektdaten des Konsortiums und den Förderbekanntmachungen (unter anderem des deutschen Bundesforschungsministeriums) hervorgeht, erstreckt sich die Anlage über 15.000 Hektar und kombiniert die Wasserstoff- und Ammoniakproduktion mit nachhaltiger Landwirtschaft, darunter groß angelegte Smart-Climate-Gewächshäuser. Während die angelaufene Pilotphase laut Betreiberangaben auf 18 Tonnen Wasserstoff und 100 Tonnen Ammoniak ausgelegt ist, sollen in der Endausbaustufe bis zu 180.000 Tonnen Wasserstoff jährlich produziert werden. Das soziale Versprechen liegt hier vor allem in der lokalen Wertschöpfung abseits der klassischen Industrie: Für das Pilotdorf wurden laut Konsortium bereits in der Frühphase über 160 lokale Arbeitskräfte eingestellt. Das „Dâures Green Hydrogen Village“ liegt ungefähr zweieinhalb Autostunden nördlich von Swakopmund mitten in der Wüste. Ich kontaktiere den Geschäftsführer, um einen Besuch vor Ort zu vereinbaren. Er stimmt zu. Mehr zu dem Besuch beschreibe ich weiter unten im Bericht.

Dass grüner Wasserstoff auch für den Aufbau einer eigenen Schwerindustrie genutzt werden kann, beweist das Projekt „Hylron“ (Projekt Oshivela). Wie das deutsche Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz (BMWK), das dieses Projekt finanziell fördert, sowie das Unternehmen selbst betonen, handelt es sich um die erste mit grünem Wasserstoff betriebene Eisenerz-Reduktionsanlage (DRI) Afrikas. Anstatt Eisenerz roh und mit geringer Gewinnmarge zu exportieren, wird hier grünes, klimaneutrales Eisen produziert. Den offiziellen Projektplänen zufolge spart bereits die erste Phase jährlich 27.000 Tonnen CO₂ ein. Ein Wert, der etwa 50 Prozent der Emissionen des gesamten namibischen Stromsektors entspricht. Den Kontakt zum deutschen Geschäftsführer erhalte ich über eine Bekannte. Ich frage an, ob ich mir das Projekt Oshivela und die Produktion des klimaneutralen Eisens direkt vor Ort ansehen kann. Leider finden wir keinen Termin, der passt.

Abgerundet wird das Bild durch „Cleanergy Solutions Namibia“, ein Joint Venture der namibischen Ohlthaver & List Gruppe und des belgischen Cleantech-Unternehmens

CMB.Tech. Laut den Pressemitteilungen der O&L-Gruppe entsteht in Walvis Bay eine Anlage mit einem 5-Megawatt-Solarpark und einer Wasserstoff-Tankstelle, die sich auf die Dekarbonisierung des Transportsektors konzentriert. Ein zentrales Versprechen dieses Projekts, das im Rahmen der EU-Initiative „Global Gateway“ in Anwesenheit der namibischen Regierungsspitze eingeweiht wurde, ist die Gründung der ersten „Hydrogen Academy“ Namibias auf dem Werksgelände. Hier sollen künftig gezielt Mechaniker:innen und Ingenieur:innen ausgebildet werden, womit der Fokus stark auf dem langfristigen Wissenstransfer liegt.

Das Projekt „Renewstable Swakopmund“ von HDF Energy (einem französischen Entwickler) ist der vierte Pfeiler. Anders als Hyphen, das den Wasserstoff primär für den Export produzieren will, handelt es sich hierbei laut HDF Energy um das erste grüne Wasserstoffkraftwerk Afrikas, das primär die lokale Stromversorgung stabilisieren soll. Der Wasserstoff wird hier als gigantischer Batteriespeicher genutzt, um rund um die Uhr verlässlichen Strom (Baseload-Power) in das namibische Netz einzuspeisen. Das ist besonders für die lokale Bevölkerung ein wichtiges Projekt, da es direkt auf die inländische Energiesicherheit einzahlt.

Auf namibischer Seite wurde der unbedingte politische Wille lange Zeit maßgeblich von einer Person formuliert: James Mnyupe. Als Green Hydrogen Commissioner der namibischen Regierung war er jahrelang das smarte, rhetorisch brillante Gesicht der Wasserstoff-Strategie auf dem internationalen Parkett. Dass Mnyupe inzwischen nicht mehr in diesem Amt ist, markiert einen spürbaren Einschnitt für die Außendarstellung des Landes und hinterlässt eine Lücke in der Kommunikation.

Dennoch hält die Regierung in Windhoek an ihrem Kurs fest. Für sie geht es offiziell um weitaus mehr als nur um den Verkauf von Gas. Sie framen den Boom weiterhin als eine gerechte Energiewende. Das Narrativ lautet: Namibia wird nicht länger nur der passive Rohstofflieferant des Westens sein, sondern katapultiert sich durch die Erneuerbaren Energien in die Liga der industrialisierten Nationen. Der Wasserstoff soll den neu gegründeten Staatsfonds füllen, Armut bekämpfen und das Land wirtschaftlich emanzipieren. Doch in einem Land, das stark von sozialer Ungleichheit und einer hohen Arbeitslosigkeit geprägt ist, fragen sich viele Beobachter:innen gerade jetzt nach den jüngsten Rückschlägen, ob die Milliarden am Ende wirklich nach unten durchsickern oder nur internationalen Konsortien zugutekommen.

Namibia setzt bei seiner wirtschaftlichen Ausrichtung keineswegs exklusiv auf eine grüne Zukunft. Fast zeitgleich zu den ehrgeizigen Wasserstoff-Plänen wurden vor der Küste weitreichende Öl- und Gasvorkommen entdeckt.

In einer Welt, deren geopolitische Koordinaten sich gerade rasant verschieben, ist das ein entscheidender Faktor. Die anhaltenden Spannungen mit dem Iran und die Unsicherheiten rund um die Straße von Hormus, eines der wichtigsten Nadelöhere für den globalen Ölhandel, lassen die Weltmärkte nach neuen, verlässlichen Fördergebieten suchen. Hinzu kommt die veränderte politische Großwetterlage in den USA unter der Trump-Administration, die traditionelle fossile Energien global wieder stärker in den Fokus rückt. Für internationale Energiekonzerne macht das Namibia plötzlich zu einem höchst attraktiven Standort.

Das Bild des grünen Vorreiters wird durch diese Doppelstrategie spürbar komplexer. Es wirft die Frage auf, wie das Pochen auf eine gerechte Energiewende damit zusammenpasst, dass sich Namibia parallel anschickt, zu einem wichtigen Ölproduzenten Afrikas aufzusteigen.

6. Die Recherche vor Ort: Eine Reise entlang der Wasserstoff-Vision

6.1 Windhoek: Vier Wochen beim "Green Screen" in der Hauptstadt

Obwohl Windhoek die Hauptstadt Namibias ist, fühlt sich der Ort eher an wie eine Kleinstadt. Das Zentrum ist in zehn Minuten zu Fuß durchkreuzt, viel Auswahl gibt es weder bei Lokaltäten noch bei Kulturangeboten. Doch dieser verschlafene Eindruck täuscht: Wenn es um Energie geht, ist Windhoek das Machtzentrum, in dem sich aktuell europäische Delegationen, Investor:innen und Entwicklungshelfer:innen die Klinke in die Hand geben.

Genau in diesem Spannungsfeld bewege ich mich. Ich verbringe einen Monat als Praktikantin beim „Green Screen“, einem sich im Aufbau befindenden Newsroom in Windhoek. Die Initiative sitzt direkt gegenüber von *The Namibian*, Namibias führender

Tageszeitung, und hat das Ziel, Journalist:innen, Forscher:innen und die Zivilgesellschaft bei Energie-Themen zusammenzubringen. Neben mir gibt es noch drei andere Fellows, allesamt Journalist:innen mit mehreren Jahren Erfahrung, die sich hier längeren Recherchen widmen.

Schon am ersten Tag bekomme ich meine Aufgaben: Ich soll mehrere Unternehmensprofile schreiben. Dafür muss ich mich tief durch Akten wühlen, denn die Unternehmen, um die es beim Wasserstoff und Öl geht, glänzen mit Intransparenz und Geheimhaltung gegenüber der Öffentlichkeit. Das bedeutet: Erstmal überhaupt an die Unterlagen herankommen. Ich starte mit einer Recherche über die relevanten Player und wer sie reguliert. Dann finde ich heraus, welche Institutionen in Namibia Informationen über Unternehmen aktenkundig haben. Mein Plan ist es, die Unternehmen am Ende meiner Recherche nach einem Interview oder einer Stellungnahme anzufragen. Aber erst will ich tiefer graben.

Schon bei der Beschaffung der Unternehmensdaten merke ich massive Barrieren. Die entsprechende Behörde BIPA möchte mir als Journalistin keine Auskunft geben. Im Endeffekt bekomme ich manche der angefragten Akten über einen Kontakt geleakt. Dass das eine Grauzone ist, ist mir klar, und sonderlich zufrieden bin ich damit nicht. Doch die Papiere offenbaren, was auf der Straße oft vermutet wird: Es scheint eine enge Verschränkung von internationalen Business-Interessen und bestimmten Teilen der namibischen Regierung zu geben. Verwunderlich ist es daher kaum, dass auch meine Interviewanfragen bei den großen Unternehmen teilweise komplett ins Leere laufen.

Neben meiner investigativen Recherche führt der „Green Screen“ verschiedene Tätigkeiten durch, bei denen ich mit Content Creation und Storytelling unterstütze. An einem Freitag gibt es einen Dialog mit anderen lokalen Journalist:innen, um herauszufinden, welchen Herausforderungen sie momentan gegenüberstehen. Die Woche darauf sind wir in einer informellen Siedlung am Rande Windhoeks unterwegs. Wir wollen mit den Anwohner:innen sprechen und herausfinden, wie sie auf die massiven Entwicklungen rund um Öl, Gas und grünen Wasserstoff blicken. Es ist ein harter Kontrast zu den klimatisierten Ministerien im Stadtzentrum. Während dort über Milliarden investiert wird, kämpfen die Menschen hier um Basis-Infrastruktur. Ich finde es weitaus interessanter und ehrlicher, direkt mit den Menschen vor Ort zu sprechen, statt mich mit den Pressesprechern der Ministerien und Unternehmen herumzuschlagen. Auch wenn ich offiziellen Interviews für meine Unternehmensprofile hinterherjage, bin ich froh, zu hören, wie sich die Communities abseits glänzender Broschüren wirklich fühlen.

Dabei wird auch deutlich, warum sich der „Green Screen“ längst nicht mehr nur auf grünen Wasserstoff fokussiert, sondern vor allem auf den Bereich Öl und Gas. Namibias zweigleisige Strategie hat aufgrund der veränderten globalen Lage massiv an Zugfahrt

gewonnen und für die Menschen in den Siedlungen klingt das Versprechen vom schnellen Öl-Geld oft greifbarer als die abstrakte Vision einer grünen Wasserstoff-Zukunft.

Die namibische Öl-Industrie erweist sich jedoch als äußerst undurchsichtig. Schon bei meiner anfänglichen Recherche merke ich, dass ich mich in einem dichten Geflecht aus unterschiedlichen Unternehmen und verschachtelten Projekten bewege. Wer hier wirklich die Fäden zieht, ist auf den ersten Blick selten ersichtlich. Im direkten Vergleich wirken die Akteure im Bereich des grünen Wasserstoffs fast schon transparent. Mein Praktikum macht mir vor allem eines klar: In Namibia lassen sich fossile Ressourcen und die grüne Energiewende nicht isoliert voneinander betrachten. Wenn ich wirklich verstehen will, wessen Interessen beim grünen Wasserstoff berücksichtigt werden, darf ich die parallel aufstrebende Öl-Industrie nicht ausklammern.

6.2 Swakopmund und Walvis Bay: Tourismus und Tor zur Welt

Ich fahre nach Swakopmund. Schon im Vorfeld versuche ich, Besuche beim *Dâures Green Hydrogen Village* und bei *Hylron* zu vereinbaren. Bei meiner Recherche fällt sofort ins Auge: In der gesamten Region rund um Swakopmund und Walvis Bay ballt sich mittlerweile eine massive industrielle Entwicklung. In Arandis wird im großen Stil Holzkohle produziert, im Hinterland fressen sich die gigantischen Husab- und Rössing-Minen für den Uranabbau in den Wüstenboden und genau in diese ohnehin schon stark beanspruchte Landschaft drängen nun die ersten Wasserstoff-Projekte.

In Swakopmund selbst merkt man von dieser Schwerindustrie fast nichts. Die 85.000-Einwohner-Stadt an der Küste erfreut sich als Urlaubsort wachsender Beliebtheit. Doch auf mich wirkt der Ort wie eine irritierende Zeitreise: Die gut erhaltene deutsche Kolonialarchitektur und die adrette Strandpromenade lösen bei mir jedes Mal ein beklemmendes Gefühl aus.

Eine wirkliche, kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialgeschichte findet man hier nur punktuell. Eine der Ausnahmen ist die aus Deutschland ausgewanderte Schauspielerinnen und Sprecherinnen Jana Marie Backhaus-Tors: Auf ihren alternativen Stadtführungen zeigt sie ungeschönt auf, auf welchem Fundament Swakopmund einst errichtet wurde. Eine ähnlich unverzichtbare Erinnerungsarbeit leistet Laidlaw Peringanda,

Gründer des *Swakopmund Genocide Museum*. Der Herero-Aktivist organisiert unter anderem mehrmals im Jahr Pflegeaktionen für die hunderte unmarkierten Gräber von Genozid-Opfern auf dem städtischen Friedhof. Um sein Museum zu besuchen, fahre ich nach Matutura, ein vergleichsweise neu entstandenes Viertel mit einfachen Häusern direkt neben dem Township Mondesa.

Er erzählt mir, wie zäh das Ringen um Veränderung in Swakopmund ist. Immer wieder, so schildert er es, lege ihm die lokale Verwaltung Steine in den Weg. Peringanda sucht nach einer Möglichkeit, mit seinem Genozid-Museum in ein größeres Gebäude zu ziehen, bislang ohne Erfolg. Auch seine Versuche, politisch gegen jene Denkmäler vorzugehen, die im Stadtbild bis heute unkritisch die deutsche Kolonialzeit verherrlichen, liefen ins Leere. Bei den städtischen Behörden, sagt er, stoße er mit seinem Anliegen oft nur auf eine Mauer von Unverständnis.

Da ich ohnehin in der Nähe bin, beschließe ich, das angrenzende Township Mondesa zu besuchen. Einfach nur ziellos durch die Straßen zu fahren, erscheint mir jedoch weder sinnvoll noch sonderlich sicher. Deshalb steuere ich das *Datango Arts Centre* an, auf das ich bei meiner Vorab-Recherche gestoßen bin. In dieser Initiative lernen Frauen, in Handarbeit kleine Souvenirs herzustellen und an Tourist:innen zu verkaufen. An einigen Nachmittagen öffnet hier zudem eine Suppenküche, die bis zu zwanzig Kindern eine warme Mahlzeit bietet.

Für die Frauen bedeutet das Zentrum weit mehr als nur eine bescheidene Einnahmequelle, es ist ein sicherer, fester Anlaufpunkt, an dem sie jeden Tag zusammenkommen. Im Gespräch erzählen sie mir von ihren früheren Jobs, die fast ausnahmslos von prekären Bedingungen geprägt waren. Einige von ihnen haben früher für weniger als zehn Euro am Tag zehn Stunden lang geputzt. Andere berichten, wie sie nach späten Schichten in der Gastronomie mitten in der Nacht ungeschützt nach Hause laufen mussten. Wie gefährlich und zermürend das ist, wird klar, wenn man die Distanzen vor Augen hat: Mondesa liegt gut fünf Kilometer vom Strand entfernt, wo sich die schicken Lokale für die Tourist:innen aneinanderreihen.

Als ich das Gespräch auf den grünen Wasserstoff lenke, offenbart sich schnell die enorme Kluft zwischen den politischen Versprechen und der Realität im Township: Viele der Frauen haben den Begriff noch nie gehört. Diejenigen, die etwas damit anfangen können, winken desillusioniert ab. Sie glauben nicht daran, dass von dieser Milliarden-Vision jemals etwas in ihrem Alltag ankommen wird. Fast alle hier haben die Schule frühzeitig verlassen, an ein Studium war nie zu denken; ihre Chancen auf dem formellen Arbeitsmarkt sind extrem begrenzt. Die Logik der Frauen ist dabei so bestechend wie bitter: Wenn für sie schon der alltägliche Arbeitsweg in ein Restaurant im nur fünf Kilometer entfernten Zentrum eine

massive Hürde darstellt, wie sollen sie dann von einem Projekt im weit entfernten Lüderitz profitieren?

Ich fahre zurück ins Stadtzentrum. An der Strandpromenade beobachte ich immer wieder Fischerboote, die auf den rauen Atlantik hinausfahren. An einem Nachmittag habe ich Glück: Nahe dem Aquarium hat ein Boot an einer Zubereitungsstelle geparkt, die Crew bereitet den frischen Fang direkt für den Verkauf vor. Der Fisch werde lokal verkauft, erzählen mir die Security Guards später, aber nicht an Privatpersonen oder Restaurants, sondern nur an Supermärkte. Während die Schwarzen Fischer dabei sind, die Fische auszunehmen, steht der weiße Bootsbesitzer daneben und kommt auf Englisch mit mir ins Gespräch.

Ich frage ihn, wie er auf die Zukunft Namibias blickt und ob er fürchtet, dass die gigantischen Anlagen für den grünen Wasserstoff das Ökosystem hier an der Küste schädigen könnten. Er winkt ab. Wirkliche Sorgen bereiten ihm eher die Uran-Minen im Hinterland von Swakopmund; dort sehe er das lokale Umweltrisiko. Dass der Wasserstoff-Hype das Leben in Swakopmund überhaupt in irgendeiner Form verändern wird, glaubt er ohnehin nicht.

Bei all diesen Gesprächen fällt mir ein Phänomen auf, das sich wie ein roter Faden durch meine gesamte Recherche zieht und mit dem ich auch selbst als Journalistin immer wieder ringe: Es ist enorm schwierig, über etwas zu sprechen, das in der physischen Realität noch gar nicht existiert.

Seine Arbeiter hingegen weichen meinen Blicken aus und wollen nicht mit mir sprechen. Ich kann es ihnen kaum verübeln: Für sie muss es schlichtweg befremdlich wirken, dass eine junge, weiße Frau mit Notizblock hier auftaucht und Fremden unvermittelt kritische politische Fragen stellt.

Die Fischerei ist einer der wichtigsten Industriezweige Namibias, ein Großteil des Fangs geht in den internationalen Export. Doch der lukrative Sektor hat eine dunkle Seite: 2019 deckte der Sender Al Jazeera in einer investigativen Recherche auf, wie massiv die Branche von Korruption durchdrungen ist. In dem Skandal, der weltweit als „Fishrot“-Affäre Schlagzeilen machte, kam heraus, wie sich einige wenige Politiker und Geschäftsleute durch Schmiergelder ausländischer Konzerne bei der Vergabe von Fangquoten schamlos die Taschen vollgestopft hatten.

Im Vergleich zur Industrie rund um grünen Wasserstoff ist die Fischerei greifbar. Den Menschen ist klar, worum es hierbei geht. Man kann den Fang sehen, riechen und auf dem Markt kaufen. An der Küste kennt fast jeder jemanden, der auf den Booten oder in den Verarbeitungsfabriken arbeitet. Während Wasserstoff ein unsichtbares Molekül bleibt, das in einer unbestimmten Zukunft europäische Klimaziele retten soll, liefert der Fischfang direkte Antworten auf die alltägliche, existenzielle Frage nach Arbeit und Einkommen.

Am nächsten Tag fahre ich nach Walvis Bay. Ich möchte mir den Hafen ansehen. Da ich keinen direkten Zugang zum Hafengelände bekomme, wähle ich einen pragmatischen Umweg: Ich nehme an einer touristischen Bootstour teil. Vom Wasser aus lassen sich die Anlagen ungehindert einsehen.

Schon auf der Fahrt von Swakopmund nach Walvis Bay passiere ich den sogenannten Langstrand, eine kleine Wohnsiedlung, die direkt in den Sand gebaut ist. Draußen vor der Küste sehe ich mehrere große Tankschiffe ankern. Auch wenn ich von der Straße aus nicht mit Sicherheit sagen kann, worum es sich dabei genau handelt, liegt die Vermutung nahe, dass ihre Präsenz mit den zunehmenden Offshore-Ölbohrungen vor der Küste zusammenhängt.

Die Bootstour erweist sich als der richtige Ansatz: Vom Wasser aus lassen sich die enormen Ausmaße der Hafenanlagen von Walvis Bay ungestört überblicken. Dabei wird noch eine ganz andere globale Entwicklung sichtbar, denn vor der Einfahrt ankern Dutzende riesige Containerschiffe und Tanker. Aufgrund der geopolitischen Krisen im Nahen Osten und der angespannten Sicherheitslage im Roten Meer leiten viele internationale Reedereien ihre Flotten derzeit auf die lange Route um die Südspitze Afrikas um. Für diese Ozeanriesen ist Namibia mittlerweile zu einem strategisch unverzichtbaren Standort für das Auftanken geworden. Nur sprechen kann ich so mit niemandem, der wirklich etwas über die Ausweitung des Hafens weiß. Etwas frustriert fahre ich zurück nach Swakopmund.

Am nächsten Tag mache ich mich auf den Weg zum Dâures Green Hydrogen Village. Die Route führt mich von Swakopmund aus gut zwei Stunden lang gen Norden, immer entlang der rauen Skeleton Coast. Dann zwingt mich eine Abzweigung ins Landesinnere auf eine staubige Schotterpiste. Das Mobilfunknetz bricht hier abrupt ab. Eine Reifenpanne wäre jetzt ein echtes Problem, denn ab hier ist man im wahrsten Sinne des Wortes auf sich allein gestellt.

Ich erreiche das Gelände schließlich ohne Zwischenfälle, stehe aber zunächst vor verschlossenen Toren. Die Anlage ist hermetisch eingezäunt, und in den ersten zehn Minuten ist keine Menschenseele zu sehen. Da ich ohne Netz auch nicht anrufen kann, um meine pünktliche Ankunft zu melden, bleibt mir nur Warten.

Schließlich entdeckt mich ein Mitarbeiter und öffnet das Tor. Kurz darauf lerne ich Jeremy kennen, meinen Ansprechpartner vor Ort und Projektmanager für die geplante grüne Ammoniakproduktion. Er steckt die Spielregeln unserer Begegnung direkt in den ersten Minuten unmissverständlich ab: Politische Fragen werde er nicht beantworten; er sei ausschließlich hier, um mir eine technische Tour über das Gelände zu geben.

Dabei wird schnell klar: Das Ammoniak, das hier in der Pilotphase hergestellt werden soll, ist aktuell noch gar nicht zu hundert Prozent „grün“. Die Anlage ist auf mehrere Ausbaustufen angelegt, weshalb auch die vollständig klimaneutrale Produktion erst nach und nach hochgefahren wird. Nach der obligatorischen Sicherheitseinweisung, ausgestattet mit Warnweste und Schutzhelm, starten wir schließlich unseren Rundgang durch das Dorf.

Jeremy führt mich zunächst in einen Raum, der wie ein Klassenzimmer eingerichtet ist. Hier, erklärt er, finden bereits Workshops für Studierende statt. Auf einem Tisch steht ein kleiner Elektrolyseur, das Herzstück der Technologie, das von außen betrachtet eher wie ein kompakter Kasten auf einem Gestell wirkt. An diesem Anschauungsmodell erläutert Jeremy den chemischen Prozess der Wasserstoffherstellung und macht deutlich, warum dafür so viel Strom benötigt wird.

Wie das in der industriellen Praxis aussieht, zeigt sich wenig später in einer der großen Maschinenhallen. Der dort verbaute Elektrolyseur hat optisch nichts mehr mit dem Demonstrationsgerät aus dem Schulungsraum gemein. Ich versuche, Jeremys detaillierten Erklärungen zu folgen, doch die Dimensionen der Anlage und die Komplexität der Abläufe sind in der Kürze der Zeit kaum in Gänze zu erfassen.

Hinzu kommen die klimatischen Bedingungen vor Ort: Die Hitze ist anstrengend, es ist völlig windstill, und abseits der großen Hallen bietet das Areal keinen Schatten. Spätestens auf diesem Rundgang wird auch physisch greifbar, was es eigentlich bedeutet, eine solche Industrieanlage mitten in der Wüste zu errichten.

Was ich von diesem Besuch vor allem mitnehme: Da für die Produktion von grünem Wasserstoff enorme Mengen an Solar- und Windenergie nötig sind, entstehen diese Anlagen fast zwangsläufig weitab jeglicher Zivilisation. Für die Belegschaft bedeutet das, dass sie direkt auf dem Gelände leben muss. Es gibt hier keinen Supermarkt, kein Fitnessstudio und keine Freizeitangebote. Die Verpflegung wird dreimal täglich in einer Kantine ausgegeben, auch wenn den Mitarbeitenden in ihren kleinen Wohnhäusern Küchen zur Selbstversorgung zur Verfügung stehen. Diese völlig abgeschottete Arbeits- und Lebensrealität hier draußen in der Wüste erinnert mich unweigerlich an das historische Manhattan-Projekt in Los Alamos der 1940er Jahre: eine Gemeinschaft von Menschen, die isoliert im Nirgendwo an einer potenziell weltverändernden Technologie arbeitet. Nur dass diese Technologie hoffentlich nicht so zerstörerisch endet wie die aus Los Alamos.

Unsere Tour geht weiter. Als Nächstes zeigt mir Jeremy einen großen Wassertank und ein Gewächshaus, eine Besonderheit dieses Pilotprojekts, das die grüne Energieerzeugung direkt mit lokaler Landwirtschaft verknüpft. Das Gemüse, das hier wächst, wird mit Dünger kultiviert, der aus dem vor Ort hergestellten Ammoniak gewonnen wird. Ich kann beobachten, wie Mitarbeiterinnen die frische Ernte direkt verpacken. Hier schließt sich im

Kleinen bereits ein erster greifbarer Wirtschaftskreislauf: Laut Jeremy sind die Erzeugnisse aus dem Wüsten-Gewächshaus schon jetzt in einigen Supermärkten in Swakopmund erhältlich.

Mein Besuch im Dâures Green Hydrogen Village dauert insgesamt knapp zweieinhalb Stunden. Zum Abschluss kaufe ich mir noch ein kaltes Getränk in der Kantine, doch die einfache Überdachung bietet kaum echten Schutz vor der anhaltenden Wüstenhitze. Auch Jeremy vermittelt allmählich den Eindruck, sein eigentliches Tagesgeschäft wieder aufnehmen zu wollen. Da er mich aufgrund der strengen Sicherheitsbestimmungen auf dem gesamten Gelände keinen Moment aus den Augen lassen durfte, hat ihn die Führung sichtlich Zeit gekostet.

Ich kaufe noch zwei grüne Paprika und eine Gurke aus dem projekteigenen Gewächshaus, dann trete ich die Rückreise an. Auf der langen Fahrt über die staubigen Schotterpisten in Richtung Swakopmund ziehe ich eine eher ernüchternde Bilanz: Ich habe heute zwar massive Maschinen, komplexe Bauphasen und ambitionierte landwirtschaftliche Ansätze gesehen. Doch den eigentlichen Kern des namibischen Versprechens, eine in der Praxis bereits funktionierende, komplett grüne Herstellung von Wasserstoff, konnte ich auch bei diesem Besuch noch nicht beobachten.

Dennoch drängt sich mir auf der Rückfahrt eine Vermutung auf: Kleinere, agilere Initiativen wie das Dâures Green Hydrogen Village könnten deutlich schneller greifbare Ergebnisse liefern als das gigantische, schwerfällige Megaprojekt von Hyphen in Lüderitz. Es wirkt so, als hätten Pilotprojekte, die ihren Fokus zunächst auf den namibischen Binnenmarkt und die lokale Wertschöpfung legen, in der Praxis einen strategischen Vorteil gegenüber den reinen, vom Weltmarkt abhängigen Exportanlagen.

Zurück in der Hauptstadt Windhoek bekommt dieses Bild jedoch schnell erste Risse. Bei abendlichen Hintergrundgesprächen erfahre ich hinter vorgehaltener Hand, dass selbst für ein gefördertes Leuchtturmprojekt wie Dâures die langfristige Finanzierung eine enorme Hürde darstellt. Ob die weitaus größeren, künftigen Ausbaustufen der Anlage tatsächlich jemals wie geplant realisiert werden, gilt in Beobachterkreisen als alles andere als gesichert.

Mein nächstes Ziel ist ein Besuch beim Projekt Oshivela von Hylron. Doch nach einem ersten Telefonat und mehrmaligem Nachhaken meinerseits bleiben sämtliche weiteren Anfragen an den Betreiber unbeantwortet. Wie ich herausfinde, gibt es auch auf diesem Gelände keinerlei Mobilfunknetz. Auf der Rückfahrt von Swakopmund nach Windhoek überlege ich kurzzeitig, die Anlage unangekündigt auf eigene Faust anzusteuern. Offiziell ausgeschrieben ist das Projekt zwar nicht, aber durch Hintergrundgespräche mit anderen Journalist:innen kenne ich die exakte Abzweigung. Dieselben Kolleg:innen bewahren mich glücklicherweise jedoch vor einer Fahrt ins Leere: Sie berichten mir, dass die Zufahrt bereits

mehrere Kilometer vor dem eigentlichen Bauplatz durch ein verschlossenes Tor blockiert wird. Ohne die ausdrückliche Freigabe der Geschäftsführung und eine entsprechende Terminabsprache ist ein Durchkommen hier scheinbar unmöglich.

6.3 Lüderitz und Shark Island: Erinnerungsstätte der Nama und Herero

Zu Beginn meiner Recherchereise stand eine Sache unweigerlich fest: Ich muss nach Lüderitz reisen. Lüderitz kann als Epizentrum der namibischen Wasserstoffpläne bezeichnet werden. Hier soll Hyphens Riesenwasserstoffanlage entstehen. Das erste und bis dato letzte Mal war ich dort 2023 gewesen, um mit der ARD Johannesburg mehrere Nachrichtenbeiträge über das Gedenkwochenende der Nama und Herero auf Shark Island zu produzieren. Damals sind wertvolle Kontakte zu den beiden Communities entstanden, die ich noch heute pflege. Als ich eingeladen werde, an dem diesjährigen Gedenkwochenende 2026 teilzunehmen, verbinde ich meine geplante Recherche vor Ort mit dem Termin.

Für meine Recherchefragen ist das sehr sinnvoll. Viele der Antworten, die ich suche, drehen sich um Shark Island und die Erinnerungsstätte der Nama und Herero. Es steht im Raum, dass Shark Island Plänen zur Ausweitung des Hafens in Lüderitz weichen muss. Auch das Sperrgebiet, in dem Hyphens Wasserstoffanlage entstehen soll, gehört traditionell zum Land der Nama. Also packe ich meinen Koffer und stelle mich der neunstündigen Autofahrt in den Süden Namibias. Mehrmals mache ich Pausen, in Rehoboth, Keetsmanshoop und zuletzt Aus. Jeder Ort wird gefühlt kleiner und verlassen. Ich frage mich, wie die Menschen hier leben, ob sie Arbeit finden können und kann verstehen, warum der Traum vom grünen Wasserstoff hier für viele Anschluss bietet.

Bevor man Lüderitz erreicht, passiert man Kolmanskop, eine verlassene Stadt, die allmählich im Wüstensand versinkt. Vor gut einhundert Jahren stand die Siedlung sinnbildlich für den ersten großen Diamanten-Boom Namibias. Sie entstand damals aus dem Nichts innerhalb weniger Jahre. Doch als die Funde zurückgingen und der Boom abebbte, zogen die Einwohner weiter und überließen den Ort wieder der Wüste. Ich frage mich, ob die Geschichte auch sinnbildlich für die Entwicklungen rund um grünen Wasserstoff stehen könnte.

Dann erreiche ich Lüderitz. Deutsche Kolonialarchitektur säumt hier die felsigen Straßen, dazwischen reihen sich kleine Fischer-Restaurants. Momentan leben hier weniger als 20.000 Menschen. Wer hier nach 21 Uhr auf die Straße geht, wird Schwierigkeiten damit haben, noch irgendwo etwas zu Essen zu bekommen. Die meisten Lokale schließen um 11 Uhr. Es ist schwer vorstellbar, dass ausgerechnet diese verschlafene Küstenstadt in den nächsten Jahren zum Herzstück von Namibias Wasserstoffplänen werden soll. Wie viele

Menschen sollen hierherziehen, wie viele bei der Anlage Beschäftigung finden? Und wo sollen sie alle leben? Ich möchte mit einem Stadtplaner sprechen, der Lüderitz bei diesen Fragen unterstützt. Doch der sitzt in Windhoek. Ich mache mir eine mentale Notiz und treffe stattdessen den Tourguide Asser.

Er lebt seit über zehn Jahren in Lüderitz und kennt die Gegend wie seine Westentasche. Zu seinem Programm gehören nicht nur Stadtführungen, sondern auch Fahrten zum rauen Diaz Point. Was er mir an diesem Tag erzählt, werde ich in den nächsten Wochen noch oft hören. Asser lebt im Township von Lüderitz und kennt die lokale Community gut. Er ist Teil von ihr und bekommt genau mit, worüber auf der Straße gesprochen wird.

Seiner Wahrnehmung nach blickt man dort mit großer Skepsis auf den grünen Wasserstoff. Das Unternehmen Hyphen halte alles unter Verschluss, die meisten Mitarbeiter:innen säßen ohnehin in Windhoek, in Lüderitz selbst gebe es nur eine Handvoll. Die Menschen hier glaubten nicht mehr an den Traum vom grünen Wasserstoff. Das liege auch daran, dass zeitgleich Öl-Reserven vor der Küste Namibias gefunden wurden; Firmen wie TotalEnergies und Shell seien bereits dabei, erste Probebohrungen durchzuführen.

Asser erklärt mir: Die Leute wissen, dass Öl Geld bringt, mit grünem Wasserstoff hingegen gibt es bislang keinerlei Berührungspunkte für sie. Auch wenn beides für den Alltag der Menschen weit weg scheint, kennen sie zumindest die Geschichten über das Öl und die Nationen, die ihren Wohlstand darauf gebaut haben. Die Menschen im Township können sich nicht ausmalen, wann die Mega-Wasserstoffanlage im Sperrgebiet jemals fertig sein soll, und schon gar nicht, dort einmal selbst zu arbeiten, wenn das Gelände etliche Kilometer von Lüderitz entfernt abgeriegelt in der Wüste liegt.

Trotzdem hofft er darauf, dass das Projekt von Hyphen zumindest einen positiven Nebeneffekt für Lüderitz mit sich bringt. Ausländische Investor:innen, Journalist:innen, Forscher:innen; sie alle reisen jetzt an, um mit eigenen Augen zu sehen, wo der grüne Wasserstoff künftig herkommen soll. Für ihn als Tourguide ist das immerhin eine konkrete Chance, Geld zu verdienen.

Asser ist bereits in seinen 70ern. Mir gegenüber sitzt ein extrem intelligenter, schnell denkender Mann. Für ihn ist klar: Die meisten Menschen im Township leben wie er vom Tourismus, von Service-Jobs oder von der Fischerei. Asser selbst kocht für seine Gäste Crayfish, eine lokale Spezialität. Selbst wenn Hyphens Projekt umgesetzt wird – aus den Menschen werden nicht über Nacht Ingenieur:innen. Obwohl er direkt in Lüderitz lebt, fühlt sich das Versprechen des grünen Wasserstoffs für ihn und seine Community noch immer weit weg an. Viel eher können sie sich vorstellen, vom Öl-Boom zu profitieren. Lüderitz liegt in einer Bucht, die Bohrinseln sind mehrere hundert Kilometer entfernt. Trotzdem fühlt sich das für sie spürbar näher an. Nähe entsteht also nicht nur durch Geografie, sondern auch

durch Überlieferung. Hyphens Stillschweigen, so mein Eindruck, trägt jedenfalls nicht dazu bei, Vertrauen in das Projekt aufzubauen.

Die nächsten Tage verbringe ich auf dem Gedenkwochenende der Nama und Herero auf Shark Island. Um die Bedeutung und den Schmerz dieses Ortes zu begreifen, muss man tief in das dunkelste Kapitel der deutsch-namibischen Geschichte blicken: Während des Völkermords zwischen 1904 und 1908 errichtete die deutsche Kolonialmacht auf dieser kargen Felszunge ihr erstes Konzentrationslager. Tausende Herero und Nama kamen hier unter grausamsten Bedingungen ums Leben.

Vor diesem historischen Hintergrund geht es am Samstag bereits im frühen Morgengrauen los: Mit Gebeten und Blasmusik werden die Vorfahren im Rahmen einer Andacht geehrt. Die Sonne geht langsam über der Halbinsel auf, es regnet leicht. Für mich ist es jedes Mal aufs Neue ein Privileg, das miterleben zu dürfen und zugleich ein Moment, dessen historische und emotionale Last spürbar in der Luft liegt.

Ich verbringe mehrere Stunden hier und höre einfach nur zu. Es ist nicht der richtige Zeitpunkt, um als Journalistin aktiv Interviews zu führen oder das Gedenken zu stören. Stattdessen halte ich mich im Hintergrund und beobachte.

Später am Tag zieht eine Prozession durch die Stadt bis nach Shark Island. Sie kulminiert in einer großen Menschenkette, die sich schützend um die Halbinsel legt. Als unmissverständliches, symbolisches Signal an Politik und Industrie: Lasst die Finger von diesem Ort.

Ich spreche sowohl mit jungen Nama als auch mit ihren traditionellen Führer:innen. Sie alle sagen mir im Kern dasselbe: Wir brauchen Jobs, wir brauchen Möglichkeiten, selbstbestimmt zu leben und niemand hat uns über die Ausbaupläne rund um Shark Island informiert. Dass ihre Erinnerungsstätte tendenziell einer Hafenerweiterung weichen soll, lehnen sie ab, der Ort sei zu wichtig für sie.

Während der Gespräche fotografiere und mache ich Audioaufnahmen. Den Jugendlichen gebe ich meine Telefonnummer, um ihnen später die Bilder zukommen zu lassen. Schon am nächsten Tag schreiben sie mir und fragen, ob ich ihnen bei der Jobsuche in Windhoek helfen könne. Leider muss ich sie enttäuschen. Diese Erfahrung führt mir einmal mehr vor Augen, dass meine Interviewpartner:innen hier oft ein anderes, viel existenzielleres Verständnis von unserer Begegnung haben. Für sie ist das Gespräch kein rein journalistischer Austausch, sondern sie gewähren mir einen Einblick in ihr Leben, in der stillen, aber dringlichen Erwartung, dass ich ihnen im Gegenzug dabei helfe, ihre eigene Lebenssituation zu verbessern.

Am nächsten Tag fahre ich zum Diaz Point. Die Fahrt von Lüderitz über die raue Schotterpiste bis zur Bucht dauert knapp eine halbe Stunde. Als ich von der felsigen Küste über den Atlantik blicke, durchbricht plötzlich ein Delfin die Wasseroberfläche. Es ist ein idyllisches Bild, das allerdings trügerisch sein könnte: Eine niederländische Journalistin hatte 2025 unter Berufung auf ein internes Dokument von Namport und dem Hafen Rotterdam berichtet, dass genau diese Bucht einem neuen Megahafen weichen soll. Es soll ein Hafen sein, der für den Transport des grünen Wasserstoffs bzw. Ammoniaks benutzt wird.

Es handelt sich dabei nicht um dieselben Hafenpläne, die bereits Shark Island bedrohen. Das sind Pläne zur Erweiterung des derzeitigen Hafens in Lüderitz. Doch beide Vorhaben offenbaren ein identisches Muster: Die gigantischen Infrastrukturentwicklungen, die für den grünen Wasserstoff zwingend nötig sind, werden von massiver Intransparenz begleitet. Wenn man hier am Diaz Point steht und dieses raue, unberührte Ökosystem auf sich wirken lässt, versteht man die tiefen Sorgen der Umweltschützer:innen, die das Mega-Projekt von Hyphen anfechten, schlagartig viel besser.

Ins Sperrgebiet selbst komme ich nicht. Das ist der Preis für meine Entscheidung, mich auf dieser Recherche nicht bei Hyphen „embedden“ zu lassen, um mir meine journalistische Distanz zu bewahren. Erst vor Ort in Lüderitz erfahre ich, dass es noch einen Plan B gegeben hätte: Mit einem lokalen Tourguide hätte ich in die alte Diamantenstadt Elizabeth Bay fahren können. Doch da ich davon im Vorfeld nichts wusste, reicht meine Zeit schlichtweg nicht mehr aus. Und so trete ich schließlich die lange Rückreise nach Windhoek an, ohne den Tsau-//Khaeb-Nationalpark mit eigenen Augen gesehen zu haben. „Beim nächsten Mal“, sage ich mir. Vielleicht existiert Hyphens enorme Wasserstoffanlage bis dahin nicht mehr nur auf Papier, sondern nimmt bereits erste, greifbare Gestalt im Wüstensand an.

7. Persönliche Eindrücke & Reflexion

Die Rolle als europäische Journalistin in Namibia ist unweigerlich mit tiefen Ambivalenzen behaftet. Wer als weiße Deutsche in diesem Land recherchiert, bewegt sich in einem Raum, der historisch massiv vorbelastet ist. Die deutsch-namibischen Beziehungen sind von der brutalen Kolonialzeit und dem Völkermord an den Herero und Nama geprägt. Diese

Geschichte ist hier nicht vergangen, sie ist in der Architektur, in den Landbesitzverhältnissen und im sozialen Gefälle bis heute allgegenwärtig. Wenn man in diesem Kontext als Vertreterin der deutschen Presse anreist, um über ein von Deutschland und der EU forciertes Milliardenprojekt zu berichten, wird man unweigerlich durch eine historische Linse betrachtet.

Dieser Umstand erforderte von mir eine ständige Reflexion meiner eigenen Privilegien. Mein deutscher Pass ermöglichte es mir, durch das Land zu reisen, mir für die neun Monate andauernde Wartezeit auf meine Arbeitsgenehmigung zunächst mit einem Touristenvisum zu behelfen und meine Recherchen flexibel anzupassen. Ich konnte mich in einen Mietwagen setzen und die neunstündige Fahrt von Windhoek über Schotterpisten bis in den tiefen Süden nach Lüderitz antreten. Ich konnte das Township Mondesa besuchen, mir die Sorgen der Frauen in der Suppenküche anhören, um danach wieder in mein sicheres Umfeld im Stadtzentrum von Swakopmund zurückzukehren. Diese immense Bewegungsfreiheit steht in einem extremen Kontrast zur Lebensrealität vieler meiner namibischen Gesprächspartner:innen, für die schon die fünf Kilometer vom Township bis ins Stadtzentrum eine enorme, oft gefährliche Hürde darstellen.

Während meiner Recherchen stieß ich immer wieder auf ein tiefes, strukturelles Misstrauen. Dass Beamte der Ausländerbehörde *Home Affairs* mir monatelang nicht weiterhelfen wollten und die zuständige Behörde *BIPA* mir als Journalistin die Einsicht in grundlegende Unternehmensdaten verwehrte, war symptomatisch für ein System, in dem Intransparenz oft als Schutzschild fungiert. Offene Kritik wird in Namibia selten geäußert. Gerade bei einem politisch derart aufgeladenen Thema wie dem grünen Wasserstoff, das direkt dem Präsidialamt unterstellt ist, wägen die Menschen sehr genau ab, was sie einer fremden Reporterin anvertrauen.

Hinzu kommt die Erfahrung einer tiefen journalistischen und ethischen Ohnmacht. Als ich auf Shark Island mit den jungen Herero und Nama sprach und sie mich am nächsten Tag per Textnachricht baten, ihnen bei der Jobsuche in Windhoek zu helfen, traf mich das hart. Es verdeutlichte mir die asymmetrische Natur des Journalismus: Ich komme, um ihre Geschichten, ihre Sorgen und ihre Proteste zu dokumentieren – Ressourcen, aus denen ich am Ende einen Text für ein europäisches Publikum forme. Doch die unmittelbaren, existenziellen Probleme dieser Jugendlichen, die händeringend nach einer Perspektive suchen, kann ich durch meinen Artikel nicht lösen. Solche Begegnungen erden die eigene Arbeit und entlarven die Naivität, mit der aus dem Globalen Norden oft auf Transformationsprozesse im Globalen Süden geblickt wird.

Ein weiterer Befremdlichkeitsfaktor war das Verhalten vieler europäischer Akteure und Touristen vor Ort. In Swakopmund, wo sich deutsche Kolonialarchitektur mit hippen Cafés

mischt, blenden viele Urlauber die dunkle Geschichte des Ortes völlig aus. Während Aktivisten wie Laidlaw Peringanda verzweifelt versuchen, das Gedenken an den Genozid aufrechtzuerhalten und gegen koloniale Denkmäler ankämpfen, stoßen sie auf eine Mauer von Unverständnis. Diese Parallelwelten journalistisch zu durchdringen, verlangte mir ab, bewusst die Komfortzone zu verlassen und mich der Stille der abgewiesenen Interviewanfragen ebenso zu stellen wie der rauen Realität in den Townships.

8. Fazit & Ausblick

Die namibische Vision vom grünen Wasserstoff ist ein Vorhaben der Superlative, das angetreten ist, um das Land wirtschaftlich zu emanzipieren und Europa bei der Rettung seiner Klimaziele zu helfen. Doch am Ende meiner Recherchereise durch das Land, vom neuen Newsroom in Windhoek über die staubigen Pisten in der Erongo-Region bis an die windgepeitschte Küste von Lüderitz, bleibt eine tiefgreifende Skepsis. Ob diese Vision tatsächlich Realität wird und wem sie letztlich zugutekommt, entscheidet sich nicht an der physikalischen Machbarkeit, sondern an der politischen und gesellschaftlichen Integrität.

Das zentrale Versprechen der Regierung lautet: Tausende Arbeitsplätze, eine eigene Schwerindustrie und ein Ende der Rolle als bloßer Rohstofflieferant des Westens. Doch die Realität, die ich dokumentieren konnte, zeichnet ein weit komplexeres, oft düsteres Bild. Das "Hyphen"-Megaprojekt, das Investitionen in Höhe des gesamten namibischen Bruttoinlandsprodukts verspricht, agiert in weiten Teilen wie eine Blackbox. Das Schweigen der Betreiber, die Weigerung von Behörden, Akten offenzulegen, und die Angst vor sich wiederholenden Korruptionsskandalen im Stil der "Fishrot"-Affäre untergraben das Vertrauen der namibischen Zivilgesellschaft massiv. Wenn ein Vorhaben dieser Dimension hinter verschlossenen Türen verhandelt wird, während Umweltschützer:innen um das empfindliche Ökosystem des Tsau-IlKhaeb-Nationalparks fürchten und lokale Gemeinschaften nicht in die Hafenpläne rund um ihre heilige Erinnerungsstätte Shark Island einbezogen werden, droht der grüne Wasserstoff zum Inbegriff eines neuen Klimakolonialismus zu werden.

Kleinere Initiativen wie das „Dâures Green Hydrogen Village“ zeigen, dass es alternative, hybride Ansätze gibt, die auf lokale Wertschöpfung in Form von Landwirtschaft und Ausbildung setzen. Doch auch hier hinkt die Realität den Hochglanzbroschüren hinterher. Die Finanzierung riesiger Ausbaustufen steht auf wackeligen Beinen, und echtes, zu hundert Prozent grün hergestelltes Gas sucht man in der industriellen Praxis bisher vergebens. Die Abhängigkeit von europäischen Abnehmern und deutschen Fördergeldern macht deutlich, dass das Tempo dieser Transformation extrem von außen diktiert wird.

Die wichtigste Erkenntnis meiner Recherche ist jedoch, dass sich die namibische Energiewende nicht im Vakuum betrachten lässt. Fast zeitgleich zum Wasserstoff-Hype zeichnet sich vor der namibischen Küste ein massiver Öl-Boom ab. Für die Menschen auf der Straße ist das Versprechen von Öl-Dollar greifbarer als das unsichtbare Molekül Wasserstoff. Diese Doppelstrategie verleiht der namibischen Regierung eine neue geopolitische Machtposition, birgt aber zugleich das Risiko, dass die klimafreundlichen Ideale den kurzfristigen Profiten fossiler Brennstoffe geopfert werden.

Damit das Projekt wirklich den Namibier:innen zugutekommt, bedarf es eines radikalen Wandels in der Art und Weise darin, wie es kommuniziert wird und wie die Projekte vergeben werden. Es braucht gesetzliche Rahmenbedingungen, die Transparenz erzwingen, und Investoren, die nicht nur Kapital, sondern echtes Wissen ins Land bringen. Die Menschen in Lüderitz oder Mondesa werden nicht über Nacht zu Ingenieur:innen für Elektrolyseure. Wenn der Globale Norden seine historische Verantwortung ernst nimmt, darf er Namibia nicht nur als sonnenverwöhnte Produktionsstätte für seine eigenen Energiebedürfnisse betrachten. Gelingt dies nicht, droht den milliarden schweren Wasserstoffanlagen ein ähnliches Schicksal wie der Geisterstadt Kolmanskop: Eine von außen in den Sand gesetzte Industrie, die verfällt, sobald der globale Bedarf gestillt ist.

9. Danksagung

Eine Recherche in dieser Tiefe und über einen derart langen Zeitraum wäre ohne die Unterstützung zahlreicher Institutionen und Menschen nicht möglich gewesen. Mein aufrichtiger und tiefster Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung, die mir durch das großzügige Recherchestipendium diese Reise erst ermöglicht hat. Die finanzielle und ideelle Förderung hat mir die Freiheit gegeben, mich einem derart komplexen geopolitischen Thema mit der nötigen journalistischen Ruhe, Distanz und Ausdauer zu widmen.

Besonders danken möchte ich dem Team des "Green Screen" in Windhoek. Mein vierwöchiges Praktikum als Fellow in diesem innovativen Newsroom hat mir entscheidende Türen geöffnet. Der ständige Austausch mit den lokalen Kolleg:innen hat meinen Blick für

die feinen Nuancen der namibischen Energiepolitik geschärft und mich gelehrt, zwischen den Zeilen der offiziellen Dokumente zu lesen.

Ein großer Dank gebührt den Menschen in Swakopmund, Mondesa und Lüderitz, die mir ihre Zeit geschenkt und ihre oft schwierige Lebensrealität mit mir geteilt haben. Mein Dank gilt den Frauen des Datango Arts Centre, die mir einen ungeschönten Einblick in ihren Alltag gewährten. Ich danke Laidlaw Peringanda, der unermüdlich für das Gedenken an den Genozid kämpft und dessen Arbeit mich zutiefst beeindruckt hat. Ebenso danke ich Tourguide Asser in Lüderitz für seine schonungslose Ehrlichkeit und seine klugen Analysen zur Stimmung in seiner Community.

Nicht zuletzt gilt mein tiefster Respekt den Herero- und Nama-Gemeinschaften, die mich an ihrem Gedenkwochenende auf Shark Island teilhaben ließen. Dass sie mir in einem Moment größter historischer und emotionaler Schwere mit so viel Offenheit begegnet sind, ist ein Privileg, das ich nicht als selbstverständlich erachte.

Abschließend möchte ich all jenen danken, seien es Whistleblower, Informant:innen, Übersetzer:innen oder lokale Fixer, die im Hintergrund gewirkt haben und namentlich nicht genannt werden können oder wollen. Ohne ihren Mut, Dokumente zu teilen oder abseits der offiziellen Narrative zu sprechen, wäre dieser Bericht in seiner jetzigen Form nicht entstanden.